

(Nachdruck verboten.)

Die Eroberung von Jerusalem.

Roman von Myriam Harry.

34] Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen

von Alfred Reuter.

9.

Kitty's Opfer war jedoch nutzlos gewesen. War ihre überstürzte Abreise, oder vielmehr ihre Flucht, nicht ein Geständnis ihres bösen Gewissens, ein unwiderleglicher Beweis ihres Schuldbewusstseins? Und am folgenden Tage, einem Sonntage, wählte Pastor Zorn zum Text seiner Predigt das sechste Gebot.

Auf der ersten Bank, der Kanzel gegenüber, saß Cäcilie und schluchzte, den Kopf in ihr Taschentuch vergraben; aber sie weinte weder aus Eifersucht noch aus Aerger über ihre beleidigte Frauenehre, sondern aus Gram, daß Christus in ihrer Person beschimpft und die Sünde in ihr Haus eingedrungen sei.

Nach dem Schlußgesang bezeugten in der Vorhalle alle Anwesenden, die Augen voll leuchtenden Zornes, ihr das allgemeine Mitgefühl durch einen innigen Händedruck.

Und man sagte sich:

„Die arme Frau Jamain, wie schwer prüft sie der Herr und wie wenig hat sie es doch verdient!“

Aber dann beruhigte man sich auch wieder damit:

„Ja, aber Er züchtigt doch nur die, welche Er liebt!“

Der immer veröhnliche Herr Fischer streichelte ihr mit seiner rauhen Hand die Wangen:

„Komm' mit, meine kleine Schriftstellerin, Jesus hat uns befohlen, nicht einmal zu vergeben, sondern siebenzigmal-siebenmal. Du weißt auch, wie schwach unser Geist und wie böse unser Fleisch ist; komm', Du wirst sehen, er wird gebessert zu Dir zurückkehren.“

Und Amalie trocknete ihre Albinoaugen und legte bei dem Gedanken, auch ihr hätte so etwas widerfahren können, den Hals noch mehr als sonst in Falten.

Mit gefurchter Stirn und leichenblaffen Lippen begleitete Pastor Zorn Frau Jamain wie gewöhnlich, verließ sie jedoch am Fuße der Davidsburg; denn als echter Christ konnte er sich doch nicht an den Tisch eines Ehebrechers setzen, besonders am Sonntag.

Während der Mahlzeit beobachtete Cäcilie Elias durch den Dampf hindurch, der zwischen ihnen von der Schüssel mit Sauerkrut aufstieg, das, ach! umsonst bereitet war (es war das Lieblingsgericht des Pastors). Sie dachte:

„Nie habe ich ihn so traurig und niedergeschlagen gesehen. Man hat recht, wenn man sagt, daß die Sünde ihre Strafe in sich selbst trägt. Sein Anblick schmerzt mich fast; wollte er sich schuldig bekennen und mir zu Füßen fallen, ich glaube, ich würde ihm verzeihen.“

Und bis zum Ende des Mahles gefiel sie sich in dem Gedanken, ihren Gatten vor ihrer Großherzigkeit im Staube liegen zu sehen.

Er aber dachte, indem er seinen Teller zurückschob:

„Sie hat noch rote Augen; sie hat wieder über einen Bibelvers oder über ein Vergißmeinnicht der pastoralen Rhetorik geweint. Es stünde ihr besser an, sich von meinem Glend rühren zu lassen, denn die Angst vor dem Leben hat mich gepackt.“

Er erhob sich, zündete sich eine Zigarre an und ging hinaus.

Sie blieb mit Ziona allein, die an der Erde hockte und sich damit die Zeit vertrieb, einem Mädchen Puppenkleider anzuziehen, während die Bethlehemitin das Gedeck abtrug.

Da erinnerte sie sich wieder an ihr Unglück und an die Sünde, die unreinste Sünde, jene, deren Namen man kaum auszusprechen wagt und die nun in ihr Haus eingekehrt war, sich unter ihr Dach geschlichen hatte!

Das Wort „Ehebruch“ klang an ihr Ohr mit all dem Abscheu und Schauder, den die Bibel ihm beilegt, und wie immer erschreckte sie das Wort mehr als die Sache.

Ihre Augen suchten Zuflucht und Trost bei den Bibel-sprüchen an den Wänden, und inbrünstig faltete sie die Hände.

Doch gelang es ihr nicht, ihre Gedanken zu sammeln.

Unwillkürlich suchte sie in dem gegenüberstehenden Rohrfessel das Bild des Pastors. Und da sie diesen Platz leer sah, kam ein Gefühl unendlicher Verlassenheit über sie. Sie dachte an ihr Leben vor der Ankunft des Herrn Zorn, und wunderte sich, daß sie diese Leere in ihrem Herzen hatte ertragen können. Was tat er jetzt? Betete er für sie?

Gewöhnlich brachten sie den Sonntagnachmittag gemeinsam zu, fast immer sie beide allein. Es war ein Tag der Ruhe. Sie stückte ihm ein Kröpfchen oder Pantoffeln. Er rauchte aus einer mit den Straßburger Störchen bemalten Porzellanpfeife. Und indem sie sich so in ihre Erinnerungen an das ferne Vaterland vertieften, schlossen sie sich von der Außenwelt ab und schufen sich in diesem fremden, mohammedanischen Hause ein kleines, christliches, heimatliches Plätzchen.

Heute umgab diese Heimatlust sie nicht mehr. Wie einsam und verlassen war sie doch!

Durch das vergitterte Fenster sah sie Assir, der aus der Zitiere Wasser schöpfte, aus der er bei der letzten Dürre im Wassereimer einen Frauenschädel herausgeholt hatte. Ein Chamäleon gähnte auf dem verblühten Granatbaume; und in der verräucherten Küche bliesen die Bethlehemitin und Ziona lustig in die Asche.

Wie seltsam das alles war, wie abstoßend und unbegreiflich, und wie recht hatte doch der Pastor mit der Behauptung, daß nur ein phantastischer Geist und ein dunkles Gewissen sich in diesem Hause wohlfühlen könnten!

Da malten ihr plötzlich ihre Gedanken auf den weißen Bewurf der Hofmauer ein anderes Bild.

Sie sah Kornfelder, Ziegeldächer, den Glodenturm einer Kirche; und auf einem kleinen mit Hagedorn eingefasteten Fußsteig schritt ein Paar zu einem Pfarrhaus empor, Hand in Hand, die Augen zum Himmel emporgerichtet und fromme Lieder auf den Lippen...

„Ach! Warum habe ich nicht gewartet?“ murmelte Cäcilie.

Und Tränen neigten ihre Wangen.

Sie seufzte schwer; dann dachte sie an den Klatsch, den man von Elias und Kitty erzählte, und ging in ihr Zimmer hinauf, um Gott zu bitten, er möge ihrem Gatten verzeihen und ihn durch Leid zur Reue führen.

10.

Das Luthertum hatte schwere Verluste erlitten. Zwar hatten seine Industrie und sein Handel sich weiter entwickelt; aber seit einiger Zeit erschütterten Widerwärtigkeiten religiöser Natur sein junges Ansehen.

Erschreckt durch die Strenge dieser Religion, welche die Liebe, den Schmuck und die Freude ächtete, wollten die Mohammedaner nach einigen Katechismusstunden von der Taufe nichts mehr wissen. Andere Profelyten von Profession, die schon die Stirn zur Taufe hingehalten hatten, merkten zu spät, daß der Pastor hauptsächlich himmlische Schätze austeilte und waren zu den Mönchen zurückgekehrt, die greifbares Brot und klingende Münze spendeten.

Der Protestantismus sank also auch im Geiste der Araber zum „Christentum der Arme“ herab. Selbst die Ausführenden wollten nichts davon wissen, und das neue, am Reich Sandherib erbaute Leprospital, dessen Leiterin eine Schwester des Pastor Zorn war, blieb so leer an Kranken, daß man zu Zeiten, da Touristen oder offizielle Besuche erwartet wurden, in den Maulwurfsbühlern und Straßengräben welche anwerben mußte. Sie wollten sich wohl für eine Stunde oder für den Tag verdingen, aber niemals für die Nacht. Sobald der Abend gekommen war, vertauschten sie mit Vergnügen die weißen Hemden mit ihren schmutzigen Lumpen und man konnte sie dann lustig zu den Höhen von Zion hinaufhinken sehen; sie zogen den sauberen Betten und evangelischen Verheißungen ihr elendes Lager vor, wo sie wenigstens tun konnten, was sie wollten.

Auch in den Waisenhäusern waren Unregelmäßigkeiten vorgekommen. Ein Knabe hatte sich erhängt; mehrere kleine Mädchen waren entsprungen; und um die Schande und das Glend der Gläubigen voll zu machen, hatte eine junge arabische, von Schwester Charlotte erzogene Diakonissin Aschuna, ein

„Kind der Sünde und der Liebe“, sich von einem armenischen Mönch entführen lassen.

Betrübt dachte Cäcilie an all dies, während sie an ihrem Schreibtische saß, auf dem christliche Broschüren und weiße Blätter zerstreut umherlagen. Es war der Tag, an dem sie für die „Trompete von Jericho“ schrieb; den Kopf in die Hand gestützt, dachte sie über ein frommes Geschichtchen nach. Aber hartnäckig kehrten ihre Gedanken zu den Glaubensniederlagen zurück; aufs neue erweckten sie ihren Groll gegen den Gatten, der seine Fehler nicht besserte und sich für das Luthertum immer weniger interessierte. Seine Bekehrung hätte ihnen doch viele Seelen zuführen können, denn unter den Arabern hatte er viele Freunde und unter den Bettlern und Auswägigen ging die Legende um, er sei ein Prophet.

Cäcilie zuckte mit den Achseln:

„Törichter Aberglaube!“

Plötzlich beschleunigte sich ihr Herzschlag beim Herannahen bekannter Schritte, und im Rahmen der Tür erschien Herr Born, bleich und zornbeugend.

„Mein Gott! Was gibt es schon wieder?“ rief sie aufspringend.

Ohne ein Wort zu sagen, ließ er sich in einen Sessel fallen und trocknete seine Stirn.

„Was gibt es, Herr Pastor, um Gotteswillen, was gibt es?“

„Es gibt . . . es gibt . . .“

Unfähig, einen Satz hervorzubringen, hielt er ihr eine wissenschaftliche Zeitschrift hin, in der er eine Zeile schwarzer Buchstaben mit dem Nagel unterstrich.

Und ganz leise — sie wagte nicht, es auszusprechen — las sie:

„Die Auferstehung des Heidentums, von Elias Jamain. Erster Teil.“

Vor Entrüstung bebend, sahen sie sich an. Die Erregung des Pastors war so groß, daß er seine schwarze Brille von den entzündeten, blutunterlaufenen Augen herunterriß.

„Der Wahnsinnige! Er weiß nicht mehr, was er tut. Wir hätten das allerdings ahnen können, ihn mehr überwachen, das Unkraut ausreißen sollen, solange es noch Zeit war! Statt den Götzendienst zur Ehre des wahren Gottes zusehnden zu machen, wirft er sich nun zum Verkünder der Wiederbelebung des Heidentums auf. Die Auferstehung des Heidentums, dieser Titel schon sagt mehr als alle Gotteslästerungen! Nein, nein, lesen Sie es nicht, öffnen Sie nicht dieses Buch, besprechen Sie nicht Ihre Augen damit . . . Es ist die Vergötterung aller Greuel, es sind die pantheistischen, orgienhaften Kulte, die auf hohen Bergen, unter grünen Bäumen, an Quellen und im Grunde der Höhlen wiederbelebt werden sollen. Es ist die Verherrlichung Baals, des Sonnengottes, und Astartes, der Mondgöttin. Nie haben Kühnheit und Unzucht einen solchen Grad erreicht. Der Gottlose wird noch die bevorstehende Herrschaft des Heidentums predigen und den Fall des Christentums prophezeien. Und was soll man nun gar dazu sagen, daß er so etwas in diesem von unseren Priestern gereinigten und geweihten Hause schrieb, daß er es dort oben schrieb, während wir hier christliche Nächstenliebe übten und den Gerechten feierten!“

Stumm vor Entsetzen blickte Cäcilie ihn an. Er aber fuhr fort:

„Wir ist, als hätte man mir mit der Keule vor den Kopf geschlagen, und ich möchte wie David schreien: „Bis wann, o Ewiger, wirst Du zornig sein ohne Unterlaß, bis wann, o höchster Gott, wirst Du uns mit Galle tränken?“ In der vorigen Woche die Entführung der Schwester Achuna und jetzt dies! Sicherlich ist der Herr zornig und er wird uns verantwortlich machen für diese neue Gottlosigkeit. Ich habe es an Wachsamkeit, an Energie fehlen lassen; aber nun ist meine Geduld auch zu Ende!“

Die Zeitschrift auf den Tisch werfend, erhob sich der Pastor und stapfte in der ihm eigenen streitbaren Haltung aufgeregter hin und her.

Cäcilie war an ihrem Schreibtisch zusammengesunken und besprengte die jungfräulich reinen Blätter ihrer Zeitschrift mit Tränen.

„Nein, so soll man sich nicht über Christus lustig machen! So soll man nicht über uns lachen! Ich habe schon den Text für meine nächste Predigt vorbereitet. Sie werden ihn ohne Zweifel erraten haben.“

Und stehen bleibend, deklamierte Herr Born mit pathetischer, drohender Stimme:

„Weh' dem Aergernis! Doch weh' vor allem dem Menschen, durch welchen Aergernis kommt! Dem wäre besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt und er erkauft würde im Meer, da es am tiefsten ist. So aber Deine Hand Dich ärgert, so haue sie ab; wenn Dein Auge Dich ärgert, so reiße es aus; und wenn Dein Fuß Dich ärgert, so wirf ihn weit von Dir! Es ist Dir besser, daß Du einarmig oder einäugig oder lahm in mein Paradies eingehst, denn daß Du alle Deine Glieder habest und werdest in das ewige Feuer geworfen. Und wenn Dein Bruder aus der Ungerechtigkeit ein Handwerk macht, so trenne ihn von Deiner Gesellschaft, jage ihn von Deinem Tisch, überliefere ihn der Finsternis draußen und dem höllischen Feuer; denn es ist besser, man läßt tausend Ungerechte zu Grunde gehen, als daß sie einen dieser meiner Geringsten ärgern!“

Durch diese Bibelworte vollends niedergeschmettert, warf Cäcilie sich zur Erde und schlug die Hände vor's Gesicht.

„Gnade! Herr Pastor, Gnade im Namen des Herrn! Denken Sie an die Schande, die auf mich und meine Tochter zurückfallen würde. Denken Sie auch an den Schmerz meines armen Vaters. Trennen Sie meinen Gatten nicht von uns, stoßen Sie ihn nicht aus unserer Kirche!“

(Fortsetzung folgt.)

Unter den wandernden Wolken.

Und so steht der Tag über dem Lande, groß, hell und schön, und grüßt den Frühling, der im lichten Gewande durch die Welt zieht. Und es geht ein Gruß an die Menschen, und er kommt zu ihnen als eine Frage: Wollt ihr, daß das Leben ein Fest sei?

Es klingt noch immer eine ferne Kunde vom Sonntag in den Alltag — es geht noch immer ein alter Traum um: — daß das Leben ein Fest sei, daß es aufsteige als eine helle heitere Freudigkeit aus der Tiefe, — daß es widerklinge als eine selbige Erfüllung und Weihe aus der Höhe. Daß Freude sei, daß Frohmuth sei, daß ein Land des Glückes alle Menschen umschlinge, daß sie genießend einander Rosenkränze winden der Güte und der Liebe, der Schönheit und dem frohen Lebensinn.

Und so steht der leuchtende Frühlingstag über dem Lande und grüßt die Menschen in den Mauern der Stadt und lockt sie hinaus in das Prangen der bräutlichen Natur — und also ist seine Frage, und es ist ein Bitten darin und heimliches Locken, es ist ein süßes Flehen darin und Drängen und Wangen: wollt ihr, daß das Leben ein Fest sei? —

Ein dunkles Gefängnis ist die Stadt. Hinter Mauern und Toren verklümmert die Lust. Ueber ihr ballt sich der Rauch der Essen und Kamine, über ihr lagert der graue Dunst, der das Licht verhängt. Sie kennt nicht die Wonnen des zarten Spritzens, des leisen Sighregens, wenn es aus den Schollen dringt in süßem, schmalen Brodem, wenn die Schollen sich aufstun in Ritzen und Spalten und die Furden der Felder bluten, wenn die Erde durstig ist nach Wachstum und sehnend nach Befruchtung. Sie sieht nicht den ersten Keim, der aus der Krume sich hebt, das erste blasse, zarte Grün, das am Strauche sprießt. Sie kennt nicht die hellen Spitzen an Gras und Palm, die der Tau befeuchtet und die Sonne küßt, nicht den ersten kleinen winzigen Käfer, der aus seinem Bettchen sich erhoben und nun emporklettert an der zitternden Scholle oder am schwankenden Blatt und den Frühling trinkt und den Frühlingsschein, den ersten warmen Sonnenschein, der über seine Flügel gleitet und seine Beinchen wärmt, die starren Fühler belebt und das winzige Körperchen zu neuer Lebendigkeit badet. Sie hat kein Auge für das Spritzen und Regen, kein Ohr für das feine Rinnen und leise Rauschen, wenn es Frühling wird. Sie hat keinen Blick für die beglänzten Weiten und bestrahlten Fernen, für die klaren Höhen und besonnten Gipfel, für den Zug der Wolken und den reinen Glanz des Himmels, für Schein und Widerschein, für Wechsel und Dauer. Sie hat nur ihre Last und ihre Hast, ihren Lärm und ihre Nüchternheit, ihre Mauern, die sie umstarren, die düsternen Räume der Arbeit, die ihnen feind sind, sie hat nur ihren Fleiß und Schweiß, das Dröhnen der Maschinen und Kochen der Hämmer, das Nattern und Knattern der Bahnen, das Schreien und den Schmutz, die Enge und den Zwang, die Notwendigkeit und Härte — und sie hat ihren großen, tiefen, unheimlichen Ton, der auf der Erde hintriefelt mit ergenen Füßen, schwer, plump, grob, alles verschlingend, was fein und zart, sanft und lieb, träumend und herzlich ist. Ein Streifen Sonne fällt herein in ihre Mauern — rasch schützt man sich davor — ein feuchter Wind streicht an den hohen Wänden vorbei und findet nicht Ohren, die seinem Plaudern lauschen wollen, von den Gärten, durch die er gefahren, von den Dächern, über die er gesprungen, von den Bäumen, die er geschüttelt, von den Wägen, aus denen er getrunken, und von den Menschen, die er gekost und umschmeichelt, und von der Jugend, die er geküßt. Es ist keine Jugend in der Stadt, es ist kein zweites Fühlen in ihrer Enge, es ist keine spendende Freudig-

Zeit in ihren Häusern, und den Menschen hat sie die Trunkenheit genommen und hat sie nüchtern gemacht. Die armen Menschen in so viel gleichendem Glanz und Besitz, die nicht mehr wissen, daß eines Baumes wiegende Krone über uns ein Reichthum, ein Bild über's weite Feld eine Seligkeit, ein laufender Käfer ein Erlebnis, ein im Verborgenen gefundenes Weisheit ein unendliches Glück sein kann. Daß es ein Glück ist, die Wolken ziehen zu sehen und in der Sonne zu ruhen am beglänzten Hang, und daß es eine Welt bedeutet, dem ersten Kundsturz zu lauschen und die erste Schwalbe zu begrüßen und die ersten Störche ihre Kreise ziehen zu sehen. Und daß es das schönste ist in der Welt, das Schweigen zu genießen, das auf den Hügeln träumt, das im Dämmer des Waldes weht, das die rieselnde Quelle umspinnt, und das im weiten Felde ruht, wenn wir einsam sind auf den verlassenem Pfaden und nicht nach aller Wege nächstem Ziele fragen.

Und der Frühling kam ins Land, und ein leuchtender Tag stieg auf die Höhe, und spinn't seinen Traum und wirft auch seine schillernden Fäden zu, daß ihr hinauszieht aus den grauen Mauern und starren Steinen, in Feld und Wiesen und Wald, an des Flusses Ufer, an des Sees Rand, und die Sinne aufstut seiner Schönheit, seinem Reichthum, seiner Lust, seinem Glück, und schön werdet und reich und froh und glücklich.

Hinter'm Hügel steigt ein Bäcklein auf. Ein Schelm erst, blid't's hinein ins Land. Ein Schelm blingelt's in die lachende Sonne. Es hat seinen guten Sinn. Es hat einen bösen Schelmensinn. Es sieht des Waldes beglänzte Kronen, fließendes Gold auf dunklem Grün, es sieht die Menschen wandern aus den Toren hinaus ins Freie, es sieht die Dörfler nach der Stadt hinziehen. Die draußen wohnen, suchen die Erfüllung drinnen, die drinnen wohnen, sehnen sich hinaus. Die Gade ruht und der Hammer. Der Landmann ist in seinem dunklen Staat, die Bäuerin trägt ihren bunten Fuß. So wandern sie den Toren und Türmen, den Palästen und hohen Kaminen zu. Ein Köhlein trabt einen rascheren Trott, eine Schimmelstute wiehert in die Morgenfrische, ein Wäglein schaukelt ihr mit Klingeln und Klappern nach. Vater, Mutter, Kind, Knecht und Magd bringt es zur Stadt. Die Freude der Erwartung strahlt auf ihren Gesichtern. Von Wundern haben sie gehört und viel ungläublichen Dingen, von ungeahnten Ueberraschungen und erstaunlichen Prächten und Herrlichkeiten. Die Schimmelstute wiehert in die taufrische Morgenfrühe, und fern woher, hügelab, kommt ein Lied gewandert. Fern woher am grünen Wanderstab zieht ein Bursche seinen Träumen nach und singt sein letztes freies Dorf- und Land- und Wald- und Feldlied. Rad und Hammer ruht, die ruhgeschwärtzen Hände der harten Arbeitswoche sind heute blank zur heiteren Feier. Vater, Mutter, Kind. Schweigend ziehen sie hinaus ins Feld. Hinter ihnen her folgen ihre Sorgen. Mit ihnen schreitet der Ernst der Bedrückung. Mit ihnen schreitet der grobe Alltag, da das Herz nach seinem Feiertag begehrt. Sie gehen still und gebeugt. Nach einem Mümlein bückt sich dann und wann das Kind. Ein Nicken ist die Antwort auf seine Freude, mit der es seinen Fund zeigt. Aber Gänseblümchen stehen viel am Wege, und es wird doch ein Sträußchen in seinem kleinen Händchen. Und es wird doch ein Sträußchen, selbstgepflückt und selbst gefunden, und strahlend ruhen die Augen des Arbeiters darauf, und dann und wann streift ein Blick der Mutter herüber zu der Freude ihres Kindes, und der Vater geht schweigend den Weg weiter, raucht die kurze Pfeife und wird nicht frei von dem Alltag, der seine Last auf ihn gelegt.

Fernher tönt ein Lied, hügelauf und hügelweit, ein freches Lied der Stadt, darin keine Wärme ist und kein Gefühl, nur ein Spott und Uebermut, eine Unreinheit, die in der reinen Natur fremd bleibt und abstoßend und nicht heimisch werden kann.

Das Lied verstummt, hügelauf und hügelweit zieht's in stillen Scharen, die aus Stadt und Toren strömen.

Unter Wolken hin. Hinter'm Hügel herauf ist das Schelmenvölkchen gestiegen und hat seinen bösen Anschlag ausgeführt. In Wallen und Haufen und Streifen, in Herden und Zügen hat sich über die blaue Himmelsweide ausgebreitet. Nur Striche und Seen des blauen Himmels sind zwischen den Wolkenbergen frei geblieben. Nur aus Strichen und Streifen quillt noch das Licht der Sonne auf die Erde. Unter Wolken wandern und wandeln die Menschen, die sich aufgemacht haben, die Schönheit zu suchen und den reinen, heiligen Genuß zu finden. Hinter Wolken drängt sich das Licht herbor, hinter Wolken strömt es zur Erde in Streifen und Strahlen. Nicht in freier Fülle trifft es mehr das Land, nicht in freier Fülle bestrahlt es den Wald, beglänzt es die Kuppen der Hügel, füllt es den Grund der Wiesen, lagert es am Hang der Berge, erhellt es das verborgene Thal. Von den Launen der Wolken hängt es ab, was von ihm, von seinem uner schöpflichen Reichthum der Erde gespendet werde. Menschen, die im Lichte gehen, Menschen, die im Schatten stehen, und sollte doch allen werden, allen ohne Rest und Wahl, allen, die Sehnsucht tragen, denen Sehnsucht aufgewacht, die Sehnsucht in sich verschlossen. Unter wandernden Wolken wandeln die Menschen. Es ist Schönheit gegeben taufendfach, aber Reiblinge sind ihr in den Weg getreten und haben ihren Glanz verborgen und haben ihre Strahlen verhöllt und haben ihre Kraft geschmälert und haben ihre Fülle verringert. Und haben für sich genommen, was den anderen gehörte, und haben die Erde abhängig gemacht von dem, was sie gewähren wollen.

Wolken wandern über dem Himmel der Welt.

Aber Wolken ist keine Last gegeben. Sie wandern und ziehen. Ewig jung und neu und weit und breit strahlt die Bläue des Himmels.

Es taucht der Wald aus dem Schatten und hebt sich ins Licht, es tauchen die Berge aus dem Dämmer und heben sich ins Klare. Es wachsen die Hügel aus dem Schatten und sonnen sich von neuem im Glanz, es steigen alle Wälder und Höhen und Bäume und Türme, alle Gipfel und Giebel, es steigt alles Starke und Hohe, alles Ragende und Erhabene, es steigt alles ins Licht. Und über die Felder breitet sich das Licht und über die Wiesen, und die Mauern beglänzt sein Gold und über Tore findet es den Weg.

Und es wandeln alle Menschen im Licht — die den Feiertag suchen im freien Gesilde, die zu Städten werden im Dienste des Werktag's. Es tut sich Ferne auf und Klare Weite, es liegt auch ein Leuchten hinter den Bergen, die den Blick uns abschließen. Es tut die Welt sich auf und die Höhe des Himmels wird klar — es wandern die Wolken fernhin zu dunklen Winkeln, es wandern die Wolken weit weg, zu nächtlicher Rast. Es siegt des Lebens ewiger Sinn, es siegt der Schöpfung ewiger Werdegeit: zum Licht!

Berge stehen und Wälder — und die Wolken wandern. Es steht das Ubergängliche und dauert, es steht das Starke und Große, das Hohe und Tiefe — und es vergeht das Falsche und Schwache, das Tückische und Unehnte.

Unter den Wolken wandert die Menschheit. —

Kleines feuilleton.

kl. Am Vesuv während des Ausbruchs. Mathilde Setao schildert im „Giorno“ in fesselnden Bildern einen Besuch des Vesuv, den sie von Boscorecaje aus unternommen hat: „In den stillen Ort, den blühende Gärten und Weinberge umgeben, ergießt sich ein Strom von Menschen, die abwärts steigen, und andere, die den Aufstieg noch vor sich sehen: ein unentwirrbares Durcheinander von Wagen, Automobilen, Rädern füllt die Straße, die das stille Land durchschneidet, das am Fuß des drohenden Feindes bisher sein friedliches Lachen fristete. Die Herabstiegender schildern in erregten Worten und Gebärden die Eindrücke, die sie da oben empfangen haben; da unten aber stehen die Menschen dicht aneinandergedrängt, unfähig, sich zu bewegen, in dumpfem Schweigen. Diese lautlose Menge der Männer und Frauen des Landes hebt sich dunkel heraus aus dem bewegten Wilde, in dem die Touristen und die anderen Ausflügler dominieren. Niemand weint, Niemand klagt. Von ferne tönt eine kirchliche Weise. Sonst ist alles still . . . Aber während wir zur Lava emporsteigen, droht über uns der Krater des Vesuv. Beständig in schwärzlichen Bindungen steigt eine mächtige Säule von Rauch und Asche vor, die sich im Steigen zerteilt und wieder neu bildet, größer, höher, gewaltiger; und trotz des vollen Lichtes des Tages sieht man durch diese dunklen Bindungen der Rauchsäule, wie aus dem Nebel, lange, helle, weißglühende Flammen emporstreben, feurige Punkte flimmern, die glühende Massen sind und als Feuerregen um den Krater sich hinabsenken. Der Berg dröhnt und speit säzend Rauch und Asche und Schlacke aus; links sprüht er Feuer und wirft Feuersteine und Feuermassen empor. Jedes leichte Gespräch verstummt: alle, die an die Lava herangehen, sind wie betäubt und geben ihrem Eindruck nur in kurzen abgerissenen Worten Ausdruck. Rings umher, zwischen den Feldern und Weinbergen, sind alle Wege schwarz von den andrängenden Menschen, aber in dem großen Schweigen der Menge, die vorwärts will, bald in einzelne Gruppen gelöst und zerstreut, bald wieder zusammengedrängt in dieser namenlosen Stille, spricht nur das Dröhnen des Vulkan's von der großen Erderschütterung, die voranging. Weht nicht etwa die Erde unter unseren Füßen? Immer rötere, immer leuchtendere Flammen blühen aus der offenen Seite des Berges. In dem großen Talgrund, der durch einen früheren Ausbruch entstand, in dem Tal, in dem die Oliven und die Weinreben auf der Lava uralter Zeiten gediehen, liegt nun die neue Lava. Der Eindruck ist nicht zu schildern. Die gigantische schwarze Masse erhebt sich mächtig und unförmlich wenige Schritte vor uns. Es scheint ein düsteres, versteinertes Meer, ein stürmisches schwarzes Meer, das sich wie durch einen Zauber in fessige Massen formte, ein totes, erstarrtes Meer. Aber es ist nicht toll! In der Tiefe lebt noch das Feuer, die Flamme, die immer wieder aufblüht und ihre weiße Glut zeigt; unter unseren Füßen ist die Erde warm, wenige Schritte weiter ist sie brennend heiß. Rechts, an dem anderen Zweig der Lava, unter einer schwarzen rauhen Schicht ist ein Glutofen verborgen. Die schwarze Schicht ist ganz dünn, darunter schwelt die Glut, alles brennt in einer erstickenden rotglühenden Hitze, und aus diesem Feuerherd lösen sich immer wieder neue Feuermassen, die sich zu unseren Füßen wälzen. Feurige Tränen rollen und zerfließen auf der Erde. Immer näher treibt es uns, lockt uns der grauenhafte Zauber dieses Schauspiel's, näher heran an dies Meer, das Feuer, das Lava war, das wie ein unförmlicher Felsen ist und das doch noch Lava und Feuer bleibt; Frauen, Greise, Kinder drängen heran und sieden die Stöße und Schirme in den Feuerherd, stoßern in dem Feuer umher, halten das Gesicht herab, mit einem Grauen, das zur Wahnsinnigkeit reizt, in einem Anfall von Wahnsinn, sind ganz im Feuer

zu begraben. Ueber uns aber, unmittelbar über uns allen bröht der Vesuv, hoch über uns der Feuerbrand des Kraters in der Dämmerung des Abends. Vor uns erhebt sich grauenhaft die dunkle unförmliche Masse der toten Lava, die Lava, die in der Tiefe noch glüht, und ein Taumel des Wahnsinns hat die Umstehenden, die Landbewohner, die Bauern, die Neapolitaner und Fremden ergriffen. Wie ein grauenhaftes Freudenfest ist es, auf dem Boden, den die Feuerbrände des vorigen Tages verheerten, in dieser Landschaft des Unheils, mit der noch drohenden Gefahr vor Augen! —

— **Sächsische Ausdrücke für Trinkgefäße.** Wird das Bier „über die Straße geholt“, so bedient man sich um Dresden, Leipzig und Chemnitz, sowie in Rochitz noch einer Kase, eines großen Kruges aus Steingut, der mit einer Schneppe oder Schnauze, einer Nöhse zum Ausgießen versehen ist. In Lampertswalde ist die Kase auch eine Messtanne (mit Ausgüßröhre), um Schweinsburg ein Mledgefäß, in dem die Milch zum Rahmen ins Wasser gestellt wird. Dort wie im Gebirge ist auch noch das Nihelmösch gebräuchlich: das Halbelitermaß vermochte noch nicht das alte Nöhel, mittelhochdeutsch noezelin (dunklen Ursprungs) zu verdrängen. Als Nöhel wird sogar das Glas bezeichnet, aus dem man nöhelt, d. h. trinkt. Ein Glas meint in den meisten Fällen der Sächse auch dann, wenn er sich e Leppchen oder Teppel bestellt; ältere Leute verlangen und trinken ein Seidel, ein Lehnwort des späteren Mittelalters sidel aus latein. situla = Wassergefäß. Sagt man im wüsten Wortspiel: der Mann trinkt e Seidel, die Frau kriegt e Kind, so ist mit dem Kinde ein halber Schnitt oder ¼ Liter gemeint, wofür auch eine Tulpe gebräuchlich ist; diese erscheint jetzt freilich meist statt in bauchiger in länglicher Form. Mathejus führt aus älterer Zeit auch noch die Krausen und Dolben, Spechter, Krautstrünke und Aengster an (mittelhochdeutsch Angster aus mittellatein. angustum = Trinkgefäß mit engem Halse). Zahlreicher noch sind die Ausdrücke für die Gläser, aus denen der Schnaps getrunken wird. Größere heißen Stamper oder Pinfel, didde, stämmige Gläser, mit denen man aufstampfen kann, die man aber mit der ganzen Hand anfassen muß, weshalb sie auch Faustpinfel genannt werden. Kleinere Gläser heißen Finken (vergl. Finkennäpchen), bei den Maurern Strichzieher. Auch unterscheidet man eine große und eine kleine Fuhre, d. h. ein Glas oder ein Schnitt Bier mit Schnaps, diesen schickt man voraus, daß der Magen nicht erschrickt; denn davor wird der Magen durch die bloße Anrede: Prost, Gorgel, 's kimmt e Dorchmarschl noch nicht gesichert. Beim Brauntweinschank wird auch (um Rautenkranz und im Vogtland) a Nächstle gekauft, entstehend aus a Nechterle, der achte Teil eines Maßes, mittelhochdeutsch achterin. Die Schnapsflasche hat folgende Benennungen: Bülle, Hänse (um Lommahsch), Tresepe (beim Bau), Finne, Quetscher, Bod- oder Schaffädel. Den Schnaps selbst fordert man als 'n Tee, 'n Grauen, 'n Weissen, Saft, nasen Bindföden, Rol (of (Zwönitz), Anorpel, Knobus (Langenberg), Schieböcker, Färny (= Firny, Dresden), Nordschwein, Keiskirchner, Eibenböcker (Stodtumm), Oederscher, eigentlich ein Oederaner (großes Glas Kornschnaps), Wuppich, Tulemann, Kneppepuber, Schnabelschmiere, Nachenpuber, Meiser, Krabbel an die Wand, Krach, Kravallwasser. In Olbernhau mischt man zwei Sorten Brauntwein und erzielt einen halbierten Schnaps, halb Schimmer und halb Rader.

Kunst.

e. s. Der Kunstsalon Schulte hat seine neuen Räume in dem neu erbauten Hause unter den Linden, an der Ecke der Wilhelmstraße, eröffnet.

Das Haus ist von Messel erbaut und macht durch seine Einfachheit und Schlichtheit, der ein feines Formgefühl zugrunde liegt, den günstigsten Eindruck. Die beiden Seitenflügel des Gebäudes treten ein wenig vor, der mittlere Teil schiebt sich dadurch unauffällig zurück. Der immerhin große Bau erhält dadurch etwas Intimes. Auch hier wieder sieht man, wie grazios Messel eine Fassade zu gliedern weiß. Wie gleichmäßig er die Fenster setzt, das wirkt vornehm. Er vermeidet jeden überflüssigen Schmuck, und das Schmucklose wird bei ihm bewußt zur Schönheit. In den in überladenen Bauten sich gefallenden „Linden“ nimmt diese Schöpfung einen besonderen Platz ein, und es ist gut, daß sie dort steht. Unten eine einfache Reihe schmuckloser, schlichter Schaufenster. Dann darüber immer gleichmäßig die nicht allzu großen Fenster mit weißen Biereden. Nur eine Reihe Fenster hebt sich heraus, deren Format schmal und lang ist, die Fenster reichen hier bis zum Boden und zeigen ein leichtes Gitter. Dadurch kommt in die sonst eintretende Monotonie Abwechslung. Ein Sims teilt die obere Reihe kleiner, dachlunartiger Fenster gegen die Fassade ab. Dahinter tritt das Dach in schöner flacher Schrägung zurück. Man muß die Verhältnisse im ganzen und im einzelnen alle ins Auge fassen, um die Harmonie der Teile zu empfinden; wie das Dach nach hinten in spitzem Winkel zurücktritt, wie die seitlichen Flügel in leichter Rundung den Mittelteil flankieren, wie die einzelnen Reihen der Fenster sich abheben und abwechseln, wie unten die Schaufenster breit die Basis bilden, all das ist ohne viel Aufwand, aber mit viel Geschmack gegliedert.

Gewissermaßen als Ueberblick hat Schulte in den neuen Räumen eine Art Heerschau zur Eröffnung veranstaltet. Die Ausstellung zeigt keinen bestimmten Einzelcharakter, sondern gibt eine internationale Zusammenstellung.

Da sind die nordischen Völker. P. Kroger mit einem lustigen Strandstüd, hell und kräftig. Warenstüd mit Landschaften und

Interieurs, die in leichte Dämmerstimmungen getaucht sind. E. Larsson mit einem großen Bild, das seine Art, die Phantastik und Wirklichkeit vereint, sehr gut vertritt. Das Innere einer Stube, ein breiter Tisch, ein Kind sitzt und liest. Man sieht nur den Rücken, das offene Haar und die beiden Schleifen im Haar. Ganz gespannt liest sie. Ihr gegenüber räfelt sich, den Worten des Märchens lauschend, halb schon schlummernd, ihre kleine Zuhörerin, die noch nicht lesen kann. Wie Larsson diese Kindergesichter malt, mit so viel drolligem Humor und tiefer Freude, wie er die Stimmung des Zimmers, der abendlichen Beleuchtung, trifft, wie er die Geräte, die hinten auf dem Schrank stehen, mit hineinzieht, indem sie fast phantastische Linien zeigen, das ist ganz seine eigene Note. Diese anheimelnde Stimmung erhöht Larsson, indem er dem Märchenhaften der Situation noch greifbare Gestalt verleiht. An der Ecke des Tisches, wo noch der Schein der Lampe hinblüht, lösen sich aus dem Dämmer, von leichtem Strahlenkranz umgeben, in Miniaturgröße zwei kleine, tanzende Gestalten ab, der Märchenprinz und die Prinzessin. Das sieht wie eine lustige Erscheinung aus, zuerst sieht man das kleine Paar gar nicht.

Von Spanien erscheint Zuloga, dessen aufdringliche Art seinen schnellen Ruhm schon verblasen läßt. Er zeigt uns seine „Drei Kousinen“, Spanierinnen mit häßlichen Gesichtern, in gepreister Stellung, die Kofetterie ausdrücken soll. Nur die Farben der Kostüme zeigen Geschmack.

England zeigt den bekannten Porträtisten Labery, dessen etwas allzu vornehm-lässige Farbenakkorde auf die Dauer ermüdend wirken. Ein feines Graugelb, ein sanftes Schwarz, das sind die dominierenden Töne. Hamilton ist ein fein empfindender Landschaftler. Er macht aus einem Dorf, einem kleinen Städtchen am Abhang eine zarte Farbenerscheinung.

Deutschland vertritt vor allem gut Hans Thoma mit ein paar schlichten Landschaften, unter denen eine Morgenstimmung am Gardasee mit den grauroten, hellblauen Tönen auf dem Wasser hervorragt. Schönleber zeigt eine tiefsonige, schöne Dorfstimmung, eine Brücke, die über ein Wasser führt. Gebhardt ist sehr gut vertreten. Er gibt vor allem in einer Volkszene aus dem Mittelalter eine Sammlung prachtvoller Typen aus dem Volke, jedes bis ins Einzelste durchgeführt und als Ganzes doch malerisch gruppiert. Reiffow steuerte eine schöne Grunewaldlandschaft, Liebermann ein flüchtig schönes Straßensbild aus Holland bei.

Unter den Plastiken sind vor allem die Porträtköpfe von Silberbrandt zu nennen, die Nähnlichkeit und Kunst mit so reifer, ruhiger Meisterschaft einen. Nichts zuviel, nichts zu wenig, alles wohl abgemessen, kraftvoll und doch ohne Uebertreibung. Die kleinen Arbeiten des Bildhauers Wrbu zeichnen sich durch leichte Grazie aus, die aber nichts Spielerisches an sich hat. Er ist im Kleinen groß. Die glatten Flächen des Körperlichen verwendet er geschickt zu beinahe dekorativem Eindruck.

Die beiden hinteren Säle zeigen noch eine gute Sammlung alter Kunst, in der die Niederländer überwiegen. Die Straßensbilder von Guardi, die im Format etwas zu groß sind, fallen in ihrer modernen, farbigen Behandlung auf.

So gibt Schulte, indem er alte und neue Kunst vereint, ungefähr den Richtungsweg an, den er zu marschieren gedenkt. Die Zeit ist ihm günstig. Röge er die Mittelmäßigkeit mehr als bisher von sich fernhalten.

Die Räume selbst sind nicht sonderlich überraschend gestaltet. Die Gelegenheit, moderne Raumwirkung zu erzielen, hat sich der Salon entgehen lassen. Der lange, flurartige Zugang ist einer Betrachtung der dort aufgehängten Bilder nicht günstig. Die hinteren Säle sind zwar intim, es mangelt aber an einem größeren Zentralraum. Die Lage des Grundstücks an sich — Sonnenseite — ist für einen Kunstsalon nicht günstig zu nennen; notgedrungen muß dann alles nach hinten verlegt werden. —

Notizen.

— Die Kölner Festschpiele finden vom 20. Juni bis 4. Juli statt. Soweit bis jetzt feststeht, wird „Don Juan“ am 20. Juni den Anfang machen. Es folgen „Lobengrin“ (24. und 29. Juni), „Holländer“ (27. Juni). Den Beschluß macht „Salome“ (2. und 4. Juli). —

— Dr. Karl Heine, Regisseur des Deutschen Schauspielhauses in Hamburg, wurde als Oberregisseur an das Schauspielhaus in Frankfurt a. M. berufen. —

— Die nächste Revität der Romischen Oper wird Alfred Kaisers Oper „Die schwarze Nina“ sein. —

— Die Brutto-Einnahmen der Metropolitan Opera in New-York erreichten dieses Jahr die Höhe von 5 000 000 M. —

— Im Beobachtungen über die Ausbrüche des Vesuvus anzustellen, begeben sich dieser Tage die Mitglieder des Geologisch-paläontologischen Instituts der Universität Berlin, Professor Dr. Jäkel und Privatdozent Dr. Philipp nach Neapel. —

c. Wie aus Paris berichtet wird, hat die französische „Geographische Gesellschaft“ den jungen Forscher Pellet, der Professor des Chinesischen in Peking ist, beauftragt, eine Expedition nach Zentral-Asien zu unternehmen, um in den Gebieten oberhalb Tibets Ausgrabungen zu veranstalten; man hat hier Ruinen aufgefunden, die von einer ehemaligen hohen Blüte der Kultur zeugen. 200 000 Frs. stehen für das Unternehmen zur Verfügung. —